

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Rhein

Briefe an einen Freund

Hugo, Victor

Frankfurt a. M., 1842

Vier und zwanzigster Brief

[urn:nbn:de:bsz:31-144495](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-144495)

Das ist das Grab des Drusus. Fürwahr ein Adler, ein kaiserlicher Adler, ein furchtbarer und allgewaltiger Adler saß hier während sechszeihundert Jahren und verschwand dann. Im Jahre 1804 erschien er wieder, im Jahre 1814 flog er von neuem davon. Heut, zur selben Stunde worin wir leben, steht Mainz am Horizont von der Seite Frankreichs einen schwarzen Punkt der größer wird und näher kommt. Das ist der Adler der wiederkehrt.

Vier und zwanzigster Brief.

Frankfurt am Main.

Mainz, September.

Ich war an einem Samstag in Frankfurt. Es währte lange Zeit, daß ich auf gut Glück herumgehend mein altes Frankfurt in einem Labyrinth weißer überaus häßlicher Häuser und ungemein schöner Gärten suchte, als ich plötzlich an dem Eingange einer sonderbaren Straße ankam. Zwei lange parallele Reihen schwarzer, düsterer, hoher, unheimlicher Häuser, die fast alle gleich sind, aber doch unter sich jene leichten Unterscheidungszeichen äh-

licher Dinge haben, welche die gute Zeit der Baukunst bezeichnen; zwischen diesen dicht angränzenden und gleichsam in Angst gegeneinander gedrängten Häusern eine schmale, dunkle, schnurgerade Straße; nichts als kleine Pförtchen, über welchen sonderbar verwirrtes Eisengitter, und alle Ausgänge geschlossen; in den ebenerdigen Geschossen Fenster mit dichten eisernen Fensterladen, die gleichfalls geschlossen; in den obern Stockwerken vorragende hölzerne Bordentheile, von eisernen Stangen gehalten; dumpfes Stillschweigen, kein Gesang, keine Stimme, kein Athemzug, zuweilen das unterdrückte Geräusch von Schritten im Innern der Häuser; an den Thüren vergitterte Gucklöcher, die halb aufgelehnt in finstere Gänge blicken lassen; überall Staub, Asche, Spinnengewebe, wurmfichiges Einsinken und ein mehr gefünkeltes als wirkliches Elend; auf den Facaden der Häuser ruht ein Ausdruck von Angst und Furcht; ein oder zwei Vorübergehende in der Straße betrachteten mich mit sichtbarem Mißtrauen; an den Fenstern der obern Geschosse erschienen verstoßen schöne gepuzte junge Mädchen von brauner Gesichtsfarbe und steifen Zügen, oder es lehnten alte Weiber mit Habichtsnasen und übermäßigem Kopfschuß regungslos und bleich hinter den Glasscheiben; in den Hausgängen Haufen von Ballen und Waaren; eher Besten als Häuser, eher Höhlen als Besten und eher Gespenster als vorübergehende Menschen. — Ich war in der Judengasse und zwar an einem Sabbath.

In Frankfurt giebt es noch Juden und Christen; ächte Christen welche die Juden verachten, und ächte Juden welche die Christen hassen. Von beiden Seiten verwünscht und fliebt man sich. Unsere Civilisation, welche alle Ideen im Gleichgewichte hält und jeden Zorn sorgfältig unterdrückt, begreift freilich diese verwünschenden Blicke nicht, welche Unbekannte sich zuwerfen. Die Juden von Frankfurt leben in ihren trübseligen Häusern und ziehen sich in die Hinterhöfe zurück, um dem Athem der Christen auszuweichen. Es sind zwölf Jahre her, da hatte die Judengasse, welche im Jahre 1662 wieder aufgebaut und etwas erweitert worden, an ihren beiden Ausgängen noch eiserne Thore mit Querstangen und Wiederlagen für innen und außen. Wenn es Nacht wurde, so gingen die Juden hinein und die beiden Thore schlossen sich. Man verriegelte sie von außen wie Verpöckete, und sie verschanzten sich von innen wie Belagerte.

Die Judengasse ist keine Gasse, sie ist eine Stadt in der Stadt.

Als ich aus der Judengasse herauskam, fand ich die alte Stadt. Jetzt erst hielt ich meinen Einzug in Frankfurt.

Frankfurt ist die Stadt der Karyatiden. Ich habe noch nirgends so viele Colosse als Lastträger gesehen wie in Frankfurt. Es ist unmöglich Marmor, Stein, Bronze und Holz in rauherer Erfindung und größerem Wechsel

arbeiten, winseln und heulen zu lassen. Nach welcher Seite man sich immer wendet, so sind es arme Figuren aller Weltabschnitte, aller Style, aller Geschlechter, jeden Alters und jeder erdenklichen Erscheinung, die sich winden und jämmerlich seufzen unter ungeheuern Gewichten. Gehörnte Satyre, Nymphen mit samändischen Busen, Zwerge, Riesen, Sphynx, Drachen, Engel und Teufel, kurz ein ganzes unglückseliges Volk übernatürlicher Wesen, von einem Zauberer, der frech in alle Mythologien zugleich hinein sündigte, zusammengerafft, in versteinerte Gehäuse gebannt und so unter Gesimse und Tragbalken geschmiedet und mit dem halben Körper ins Gemäuer hineingezwängt. Die Einen tragen Balkone, die Andern Thürmchen, die meist Beladenen ganze Häuser. Andere erhöhen auf ihren Schultern irgend einen übermüthigen Bronze-Neger, mit einem Kleide aus vergoldetem Blech angethan, oder einen übermäßig großen römischen Kaiser aus Stein im Prachtgewande Ludwig des XIV., mit seiner großen Perücke, seinem weiten Mantel, Lehnstuhl und Estrade, mit dem Credenzisch worauf seine Krone, mit seinem Thronhimmel in langen Blättern und reichen Falten: eine colossale Maschine, die einen Andran'schen Kupferstich in erhabener Arbeit aus einem großen Steine von zwanzig Fuß Höhe wiedergiebt. Diese außerordentlichen Monumente sind Wirthshauschilder. Unter solchen titanischen Lasten beugen sich die Karyatiden in allen Stellungen der Wuth, des Schmerzes und der Erschö-

pfung. Diese neigen den Kopf, jene werfen ihn halb zurück, andere stämmen die gekrampften Hände auf die Hüften, oder drücken sie gegen die aufgeblähte Brust, die fast zerspringen will; da giebt es verachtende Hertuleffe, welche ein sechsstöckiges Haus mit einer Achsel stützen und die Faust der andern Hand dem Volke weisen. Da sieht man betrübte bucklige Vulkane die sich mit ihren Anien helfen, oder unglückliche Syrenen, deren Schuppen- schwanz sich an den Bindesteinen gräßlich zerschmettert; dort erblickt man erbitterte Chimären, die sich wüthend unter einander verbeißen; die Einen weinen, die Andern lachen bitter, die Dritten schneiden den Vorübergehenden fürchterliche Gesichter. Ich bemerkte, daß viele Kneip- stuben, die vom Gläsergetlinge wiederhallen, als Ueber- hang auf Karyatiden ruhen. Es scheint daß es Ge- schmack der alten freien Bürger Frankfurts gewesen ihre Schmaufereien von geduldigen Statuen tragen zu lassen.

Das fürchterlichste Ereigniß, welches Frankfurt treffen könnte, wäre weder die Invasion der Russen, noch der Einbruch der Franzosen, weder der europäische Krieg, der durch das Gebiet zöge, noch die alten Bürgerkriege welche neuerdings die vierzehn Quartiere der Stadt zer- störten, weder der Typhus noch die Cholera, — son- dern das Erwachen, das Losbrechen und die Rache der Karyatiden.

Eine der Merkwürdigkeiten Frankfurts, die aber wie ich besorge bald verschwinden wird, ist seine Schlacht-

bank. Sie nimmt zwei alte Gassen ein. Es ist nicht möglich, ältere und schwärzere Häuser sich über üppigere Haufen frischen Fleisches beugen zu sehen. Ich weiß nicht welche efluftige Heiterkeit auf diesen sonderbar gedeckten und behauenen Facaden ruht, deren Untergeschoß wie ein tiefer weit offener Schlund unzählige Ochsen- und Schöpsenviertel zu verschlingen scheint. Blutige Metzger und rosige Metzgerinnen plaudern ganz anmuthig unter den Guirlanden von Hammelfleisch. Ein rother Bach, dessen Farbe durch zwei spülende Brunnen kaum gedämpft wird, fließt und raucht inmitten der Straße. Als ich durchkam, war sie eben voll schrecklichen Lärmens. Unerbittliche Schlachtknechte mit Herodes-Figuren richteten eben ein Blutbad unter Spanferkeln an. Die Mägde mit ihren Körben am Arme lachten zu diesem Geschrei. Es giebt lächerliche Regungen, die man nicht sehen lassen soll; indessen gestehe ich, daß wenn ich gewußt hätte, was mit einem armen kleinen Milchferkel machen, welches ein Metzgerknecht an den hintern Füßen vor mir hertrug und welches nicht schrie, weil es nicht ahnte was mit ihm geschehen sollte, ich es gekauft und gereitet hätte. Ein liebliches kleines Mädchen von vier Jahren, die, wie ich, es mitleidig ansah, schien mich mit den Augen darum zu bitten. Ich that nicht was dieses liebe Auge von mir verlangte, ich gehorchte diesem holden Blicke nicht, und ich mache mir Vorwürfe darüber. — Ein stolzes großartiges Schild, von einer eisernen Stütz-

stange gehalten, das schönste und reichste von der Welt, alle Geräthe und Insignien der Metzgerzunft aufweisend und mit der kaiserlichen Krone geschmückt, überragt und vollendet diese prachtvolle Schinderei, würdig im Mittelalter und in Paris zu sein, vor welcher dann gewiß Calatagirone im fünfzehnten Jahrhundert und Nabelais im sechszehnten erstaunt gewesen wären.

Von der Schlachtbank kömmt man auf einen mäßig großen Platz, der Flanderns würdig und selbst nach dem Altenmarkt in Brüssel gerühmt und bewundert zu werden verdient. Es ist einer jener ungleich viereckigen Plätze, um den sich alle Style und alle Launen der bürgerlichen Baukunst des Mittelalters und der Renaissance, in Muster-Häusern aufgestellt, erheben, woran das Schmuckwerk nach Zeit und Geschmack in verschwenderischer Anpassung alles angewendet hat, den Schiefer wie den Stein, das Blei wie das Holz Jeder Borderteil hat seinen Werth für sich und trägt zugleich zu der Zusammenstellung und Uebereinstimmung des ganzen Platzes bei. Zu Frankfurt wie zu Brüssel verderben zwei oder drei neue Häuser vom einfältigsten Aussehen, die hier wie zwei oder drei Dummlinge in einer geistreichen Gesellschaft erscheinen, den Gesamteindruck des Platzes und erhöhen die Schönheit der nachbarlichen alten Häuser. Ein merkwürdiger alter Bau des fünfzehnten Jahrhunderts, welcher, ich weiß nicht zu welchem Zwecke, aus dem Schiff einer Kirche und der Warte eines Stadt-

hauses zusammengesetzt ist, füllt mit seinem herrlichen und zierlichen Risse eine der Seiten des Vierecks. Gegen die Mitte des Platzes erheben sich an zwei verschiedenen Stellen, die offenbar in gar keiner symmetrischen Beziehung stehen, zwei Brunnen gleich zwei lebenden Büschen, der eine aus der Renaissance der andere aus dem achtzehnten Jahrhundert. Auf diesen beiden Brunnen begegnen und trogbiten sich durch einen sonderbaren Zufall Minerva und Judith, jede auf dem Gipfel ihrer Säule, das homerische und das biblische Mannweib, die eine mit dem Medusen-, die andere mit dem Holofernes-Haupte.

Judith, schön, hochmüthig und reizend, von vier Ruhm-Syrenen umgeben, welche zu ihren Füßen in die Trompeten stoßen, ist eine heroische Tochter der Renaissance. Sie hat nicht mehr das Haupt des Holofernes, welches sie in der linken Hand emporhielt, aber sie hält in ihrer Rechten noch das Schwert und ihr Kleid erhebt sich, vom Winde getragen, bis über ihr marmorernes Knie und läßt den feinen festen Fuß in der stolzeften Wendung sehen, die man denken kann.

Einige Erklärer geben vor, daß diese Bildsäule die Gerechtigkeit vorstelle, die nicht das Haupt des Holofernes, sondern eine Wage in der Hand gehalten habe. Ich glaube es nicht. Eine Gerechtigkeit die in der Linken die Wage und in der Rechten das Schwert hielte, wäre die Ungerechtigkeit. Uebrigens steht es der Ge-

rechtigkeit nicht zu, so hübsch und so hoch aufgeschürzt zu sein.

Gegenüber dieser Bildsäule erheben sich mit ihrem schwarzen Zifferblatte und ihren fünf düstern Fenstern von ungleicher Höhe die drei neben einander stehenden Giebel des Römers.

In diesem Römer wurden die Kaiser gewählt; auf diesem Plage wurden sie ausgerufen.

Auf demselben Plage wurden und werden noch die zwei berühmten Frankfurter Messen gehalten: die September-Messe im Jahre 1240 durch den Hochgeleitsbrief Friedrich des II., und die Oster-Messe im Jahre 1330 von Ludwig dem Baier gegründet. Die Messen haben die Kaiser und das Reich überlebt.

Ich gng in den Römer.

Nachdem ich lange, ohne eines Menschen ansichtig zu werden, herumgeirrt in einer großen gewundenen Unterhalle, oval gewölbt und mit Neshütten angeräumt, dann auf einer breiten Geländertreppe von Ludwig dem XII., mit schlechten Bildern ohne Rahmen umhängen, dann in einem Gewirre von Corridors und dunklen Stufengängen, nachdem ich vergeblich an allen Thüren geklopft, fand ich endlich eine Magd, die auf das Wort „Kaisersaal“ einen Schlüssel von einem Nagel in der Küche nahm und mich in den Saal der Kaiser führte.

Das gute lächelnde Mädchen geleitete mich zuerst durch das Wahlzimmer der Kurfürsten, welches jetzt, wie ich

glaube zu den Sitzungen des hohen Senates der Stadt Frankfurt verwendet wird. Hier war es, wo die Kurfürsten oder ihre Abgeordnete unter sich den Kaiser und römischen König bestimmten. Auf einem Lehnstuhl zwischen den zwei Fenstern führte der Erzbischof von Mainz den Vorsitz. Dann kamen rings um einen großen mit gelbem Leder überzogenen Tisch der Ordnung nach, jeder unter seinem am Plafond gemalten Wappenschilder, zur Rechten des Erzbischofs von Mainz, Trier, Böhmen und Sachsen; zu seiner Linken Köln, die Pfalz und Brandenburg; ihm gegenüber Braunschweig und Baiern. Der Besucher fühlt hier den Eindruck welchen einfache Dinge ausüben, die Großes bedeuten, wenn er das rohe und staubige Leder dieses Tisches, woran die deutschen Kaiser gemacht wurden, besieht und anrührt. Uebrigens ist, mit Ausnahme des Tisches, der in den angränzenden Saal gebracht worden, das Wahlzimmer heut zu Tage noch in demselben Zustande wie in dem siebenzehnten Jahrhundert. Die neun Schilder an der Saaldecke umgeben eine schlechte Freske, eine rothe Damast-Tapete, Anlege-Leuchter aus versilbertem Kupfer, Ruhmgöttinnen vorstellend, ein großer Spiegel mit gewundenen Rahmenstäbchen, welchem gegenüber im vorigen Jahrhundert ein Bildniß Joseph des II. in Lebensgröße angebracht wurde; gegenüber der Thüre ein Bildniß jenes letzten der Entföhrne Carl des Großen, der im Jahre 910, als er die Regierung antrat, starb, und den die Deut-

ſchen „das Kind“ nennen. Sonſt nichts. Das Ganze iſt ſtreng, ernſt, ruhig und giebt mehr zu denken als zu ſchauen.

Nach dem Wahlzimmer beſuchte ich den Kaiſerſaal.

Im vierzehnten Jahrhundert faſten die lombardiſchen Kaufleute, von denen dem Römer ſein Name verblieb und die darin ihre Läden aufgeſchlagen hatten, den Gedanken, den großen Saal mit Niſchen auszumauern zu laſſen, worin ſie ihre Waaren auslegen konnten. Ein Baumeiſter, deſſen Name verloren ging, maß den Umfang des Saales und brachte darin fünf und vierzig Niſchen an. Im Jahre 1564 wurde Maximilian der II. zu Frankfurt erwählt und dem Volke vom Balkone dieſes Saales gezeigt, welcher von nun an der Kaiſerſaal hieß und zur Ausrufung der Kaiſer verwendet wurde. Jetzt dachte man daran, ihn zu ſchmücken, und der erſte Gedanke war, in den rings herumlaufenden Niſchen des Saales die Bildniſſe der deutſchen Kaiſer, die ſeit der Erlöſchung des Namens Carl des Großen erwählt und gekrönt worden, aufzuſtellen und für die künftigen Kaiſer die übrigen Niſchen zu bewahren. Seit Konrad dem I. im Jahre 911 bis Ferdinand den I. im Jahre 1556 waren allein ſechs und dreißig Kaiſer zu Aachen gekrönt worden. Den neuen römischen König hinzugerechnet, blieben nur noch acht leere Niſchen für die Zukunft. Das war ſehr wenig. Die Sache wurde indeſſen doch ausgeführt und man nahm ſich vor, den Saal zu er-

weitem, sobald die Nothwendigkeit einträte. Die Fesler füllten sich nach und nach zu etwa vier Kaiser in einem Jahrhundert. Im Jahre 1764 als Joseph der II. den Kaiserthron bestieg, blieb nur noch ein leerer Platz. Man dachte neuerdings an die Verlängerung des Kaiserstaals, und den Fächern, welche vor fünfhundert Jahren der Baumeister der lombardischen Kaufleute eingerichtet, neue anzureihen. Im Jahre 1794 nahm Franz der II. der fünf und vierzigste römische König das fünf und vierzigste Fach ein. Es war die letzte Nische und er der letzte Kaiser. Als der Saal voll war, endete das deutsche Reich.

Jener unbekante Baumeister war das Schicksal; dieser geheimnißvolle Saal mit fünf und vierzig Zellen ist die deutsche Geschichte selbst, welche nach Aufhören des Stammes Carl des Großen nicht mehr als fünf und vierzig Kaiser aufweisen sollte.

In diesem länglichen, großen, kalten, fast dunklen Saale, in einer Ecke mit Ausschuß-Geräthen angefüllt, worunter ich den Ledertisch der Kurfürsten erblickte, auf seiner östlichen Seite von den fünf schmalen ungleichen Fenstern kaum erhellet, welche im Sinne des äußern Siebels pyramidalisch aufsteigen; zwischen vier hohen mit erloschenen Fresken bedeckten Mauern, unter einer Holzwölbung mit einst vergoldeten Rippen; einsam in einem Hellbunkel, welches der herannahenden Vergessenheit ähnlich sieht; grob gemalt und als Erzbüsten abge-

bildet, deren Gefelle die beiden Daten, welche ein Reich eröffnen und schließen, aufweisen; die Einen mit Lorbeerkränzen wie römische Kaiser, die Andern mit deutschen Diademen geschmückt, — blicken hier schweigend jeder in seiner düstern Höhlung, zu einander herüber: die drei Konrade, die sieben Heinrichs, die vier Otto's, der einzige Lothar, die vier Friedrichs, der einzige Philipp, die zwei Rudolphe, der einzige Adolph, die zwei Albrechte, der einzige Ludwig, die vier Carle, der einzige Wenzel, der einzige Robert, der einzige Sigmund, die zwei Maximiliane, die drei Ferdinande, der einzige Mathias, die zwei Leopolde, die zwei Josephs, die zwei Franze; die fünf und vierzig Schatten, welche in neun Jahrhunderten von 911 bis 1806 die Weltgeschichte durchschritten, das Schwert des heiligen Petrus in einer und die Weltkugel Carl des Großen in der andern Hand.

Gegenüber den fünf Fenstern fast an der Deck-Wölbung schwärzt und schuppt sich ein mittelmäßiges Gemälde, das Urtheil Salomo's vorstellend.

Wenn die Kurfürsten endlich über die Wahl des Kaisers einig waren, versammelte sich der Senat von Frankfurt in diesem Saale; die Bürger nach den vierzehn Stadtquartieren in vierzehn Abtheilungen gesondert, schauerten sich unten auf dem Platze. Alsdann gingen die fünf Fenster des Kaisersaales im Angesicht des Volkes auf. Das mittlere größte Fenster war mit einem

Thronhimmel geschmückt und blieb leer. An dem mitt-
leren der rechten Seite, wovor ein Balkon an dem ich
das Mainzer Rad bemerkte, erschien der Kaiser allein,
im großen Costume, die Krone auf dem Haupte. Zu
seiner Rechten hatte er in dem kleinen Fenster die drei
Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln. An den beiden
andern Fenstern, links von dem großen leeren, standen
in dem mittleren Böhmen, Baiern und die Pfalz, in
dem kleinen Sachsen, Braunschweig und Brandenburg.
Auf dem Plage vor dem Römer inmitten eines großen
leeren von Wachen umgebenen Vierecks war ein großer
Haufen Hafers ausgeschüttet, dann sah man eine Urne
voll Gold- und Silberstücken, einen Tisch worauf ein
silbernes Waschbecken und ein vergoldeter Pokal und
einen anderen, worauf ein ganzer gebratener Dhs. In
dem Augenblick wo der Kaiser erschien, ertönten die
Trompeten und Cimbeln, und der Erzmarshall des hei-
ligen Reichs, der Erzkanzler, der Erzmundschent, der
Erzschatzmeister und der Erzvorschneider betraten mit
ihrem Gefolge den untern Raum. Unter Freudengeschrei
und Fanfaren stieg der Erzmarshall zu Pferde bis an
den Sattelgurt in den Hafer hinein und füllte ein silber-
nes Maas damit an; der Erzkanzler nahm das Wasch-
becken vom Tische; der Erzmundschent füllte den Pokal
mit Wein und Wasser; der Erzschatzmeister fakte Mün-
zen aus der Urne und warf sie mit vollen Händen un-
ter das Volk; der Erzvorschneider schnitt ein Stück von

dem gebratenen Dshen ab. In diesem Augenblick erhob sich der Großreferendar des Reiches, rief mit lauter Stimme den neuen Kaiser aus und verlas die Eidesformel. Wann er damit geendet, antwortete der Senat in dem Saale und die Bürger auf dem Plage mit einem feierlichen: Ja. Während der Eidesformel hatte der neue Kaiser, der ohnedies schon furchtbar aussah, die Krone abgethan und hielt das Schwert in der Hand.

Vom Jahre 1564 bis 1794 sah dieser Platz, um den sich heut zu Tage Niemand kümmert und der jetzt verlassen ist, neunmal diese majestätische Herrlichkeit.

Die Großwürden des Reichs waren von den Kurfürsten erblich erworben und wurden durch Abgeordnete bestellt. Im Mittelalter hielten es die Staaten zweiten Ranges für eine besondere Ehre und für sehr staatsklug die Erzämter bei den beiden Reichen zu bekleiden, welche das römische Reich ersetzten. Jeder Fürst strebte nach dem Kreismittelpunkt des ihm nächstgelegenen Kaiserthums. Der König von Böhmen war Erzmundschenk des deutschen, und der Doge von Venedig Obrist der Leibgarde des orientalischen Kaiserreichs.

Nach der Ausrufung im Römer kam die Krönung in der Stiftskirche.

Ich folgte dem Festgange. Aus dem Kaisersaal ging ich in den Dom.

Die Bartholomäus-Stiftskirche von Frankfurt besteht aus einem zweifachen sich durchkreuzenden Schiffe des

vierzehnten Jahrhunderts, welches ein schöner, aber leider unvollendeter Thurm des fünfzehnten überragt. Kirche und Thurm sind aus schönem rosenrothen Sandstein, welcher durch die Zeit schwarz und rostig geworden. Nur das Innere ist angemörtelt.

Wieder eine belgische Kirche! Weiße Mauern, keine Glasmalereien, reiches Geräth an Altären, mit Bildnereien, übermalten Grabmälern, Gemälden und Basreliefs. In den Schiffen ernste Marmor-Ritter, schnurrbärtige Bischöfe aus den Zeiten Gustav Adolpys mit Köpfen wie die Landsknechte, bewunderungswürdige Thürmchen aus Stein, von Feen ausgehöhlt, prachtvolle Kupferleuchter, die an die Lampe des Alchymisten von Mieris erinnern, ein Christus im Grabe im vierzehnten Jahrhundert gemalt, eine Jungfrau auf dem Sterbebette im fünfzehnten gemeißelt. Im Chor interessante Fresken, gräßliche mit dem heil. Bartholomäus, liebliche mit der heil. Magdalena; ein rohes und wildes Getäfelwerk, etwa um das Jahr 1400 entstanden; Holzbildnereien und Fresken von dem Ritter Ingelheim geschenkt, der sich in einer Ecke als Kniestück malen ließ und Gold mit rothen Sparren trug. An den Wänden eine vollständige Sammlung jener sonderbaren, der deutschen Ritterschaft eigen thümlichen Pickelhauben und furchtbaren Helme, an Nägeln aufgehangen wie eine Batterie von Pfannen und Schaumlöffeln. Zunächst der Thüre eines jener ungeheuern Uhrwerke, welche ein Haus von zwei Stockwer-

XIX.

fen, ein Buch von drei Bänden, ein Gedicht von zwanzig Gefängen, eine Welt sind. Zu oberst breitet sich auf einem geräumigen flamändischen Felde das Zifferblatt des Tages aus; darunter in einer Art von Höhle, worin sich im Dunkel eine bunte Menge großer Fäden bewegen, die man für die Füllhörner riesiger Insekten halten könnte, glänzt geheimnißvoll das Zifferblatt des Jahres. Oben rücken die Stunden, unten die Jahreszeiten vor. Die Sonne in ihrem Kranze goldener Strahlen, der Mond weiß und schwarz, die Sterne auf blauem Grunde, drehen sich in verwickelten Wendungen, welche an der andern Seite der Uhr eine Gruppe kleiner Bildwerke bewegen und verschieben, in denen Knaben Schlittschuh laufend, Greise sich wärmend, Bauern Getraide mähend, und Schäferinnen Blumen pflückend dargestellt sind. Jedesmal wenn der Zeiger eine Ziffer berührt, öffnen oder schließen sich Thüren über der Uhr und geharnischte Puppen mit Hämmern treten heraus und hinein und klopfen an der Glocke die Stunde in eigenthümlichen Pyrrhichien. Alles das lebt, pocht und knurret in dem Kirchen-Gemäuer mit einem Getöse, wie es etwa ein Pottfisch, in dem großen Heibelberger-Faß eingeschlossen, machen würde.

Die Stiftskirche besitzt eine bewunderungswürdige Kreuzigung von Van Dyck. Albrecht Dürer und Rubens haben jeder ein Gemälde hier, einen Christus auf den Knien der Jungfrau. Der Stoff ist anscheinend der-

selbe, die beiden Bilder aber sind sehr verschieden. Rubens setzte auf die Kniee der göttlichen Mutter ein Jesuskind, Albrecht Dürer legte einen gekreuzigten Christus dahin. Nichts gleicht der Anmuth des ersten Bildes, wenn nicht die bange Angst des zweiten. Jeder der beiden Maler folgte seinem Genie. Rubens wählte das Leben, Albrecht Dürer den Tod.

Ein anderes Bild, worauf Schmerz und Anmuth gemischt, ist eine kostbare Malerei auf Leder aus dem sechszehnten Jahrhundert, welche das Innere des Grabgewölbes der heil. Cäcilia darstellt. Den Rahmen bilden die Hauptmomente aus dem Leben der Heiligen. In der Mitte unter einer düstern Todengruft liegt die Heilige der Länge nach und auf dem Gesichte in ihrem goldenen Kleide und mit der Beilwunde am Halse, eine rothgefärbte Wunde, die einem lieblichen Munde ähnlich sieht, den man knieend küssen möchte. Es scheint als sollte man die Stimme der heiligen Tontünflerin erwachen und singen hören *por la boca de su herida* (mit dem Munde ihrer Wunde). Unter diesem offenen Sarge steht Folgendes in goldenen Buchstaben: *En tibi sanctissimae virginis Ceciliae in sepulchro jacentis imaginem, prorsus eodem corporis situ expressam.* Im sechszehnten Jahrhundert ließ auch wirklich ein Papst, ich glaube Leo der X., das Grab der heil. Cäcilia öffnen, und dieses Gemälde ist, wie man sagt, nur ein Abbild des wunderbaren Leichnams.

In der Mitte der Stiftskirche, am Eingang zum Chore, an dem Punkt wo sich Schiff und Transept schneiden, wurden seit Maximilian dem II. die Kaiser gekrönt. In einer Ecke des Transepts sah ich umhüllt von einem Sacke aus grauem Papier, der ihr die Gestalt eines Fallhutes gab, die übermäßig große hölzerne mit Gold belegte Krone der Kaiser, die über ihren Häuptern während der Ceremonie aufgehangen wurde, und erinnerte mich dabei, daß ich vor zwei Jahren die lilienbesetzte Tapete von der Krönung Carl des X. gerollt, mit Bindfaden gebunden und gleicher Weise vergessen auf einem Schubkarren unter dem Dachwerk der Kathedrale von Reims gesehen hatte. Zur rechten Seite der Stelle wo die Kaiser gekrönt wurden, entwickelt das gothische Gestäfel folgende Anzüglichkeit in Eichenholz: Der geschundene heilige Bartholomäus trägt seine Haut über dem Arme und blickt mit Verachtung nach dem Teufel an seiner Linken, der auf einer prachtvollen Pyramide von Bischofsmützen, Diademen, Helmen, Tiaren, Zeptern, Schwertern und Kronen sitzt. Etwas weiter hin konnte der neue Kaiser hinter einer Tapetenwand, die man wohl absichtlich darüber hing, aufrecht an der Wand, im Dunkel wie eine unheimliche Erscheinung, jenes feinerne Gespenst des unglücklichen Pseudo-Kaisers Günther von Schwarzburg sehen, Berhängniß und Haß in den Augen, mit einem Arme das Schild mit dem kriechenden Löwen, mit dem andern den kaiserlichen Helm haltend: ein stol-

zes schreckliches Grabmal, welches zweihundert und dreißig Jahre lang der Thronbesteigung der Kaiser beigewohnt und dessen granitene Traurigkeit alle die Feste mit gemalter Pappe und vergoldetem Holze überlebt hat.

Ich wollte den Thurm besteigen. Der Glöckner der mich in der Kirche herumgeführt und kein Wort französisch versteht, verließ mich an den ersten Stufen der Wendeltreppe und ich ging allein hinauf. Oben angekommen fand ich die Treppe mit einem Quergebälke, woran eiserne Spitzen, verrammelt; ich rief, Niemand antwortete; endlich faßte ich den Entschluß, das Bollwerk einzutreten. Das Hinderniß wich und ich befand mich auf der Plattform des Pfarrthurmes. Ueber meinem Haupte freundlicher Sonnenglanz; zu meinen Füßen die ganze Stadt, links der Römerberg, rechts die Zudengasse gleich einer langen unbiegsamen schwarzen Gräte zwischen weißen Häusern, da und dort ein paar Hauben alter aber wenig schadhafter Kirchen, zwei oder drei hohe Warten mit Thürmchen besetzt und mit dem Frankfurter Adler in Stein geschmückt, und im Grund des Horizonts, wie durch ein Echo, durch die drei oder vier alten Wachtthürme wiederholt, welche ehemals die Gränzen des kleinen Freistaates bezeichnen; hinter mir der Main, ein Silbertuch mit goldenen Streifen, den Strichen der Schiffe; die alte Brücke, die Dächer von Sachsenhausen und die röthliche Mauer des alten deutschen Hauses; rings um die Stadt eine dichte Einfassung von

Bäumen; hinter diesen Bäumen ein großes Kreisrund von Wiesen und bebauten Feldern, welche von den blauen Höhen des Taunus eingeschlossen werden. Während ich, ich weiß es selbst nicht welchen, Traum träumte und an dem Stumpfe des Thurmes lehnte, kam Gewölke herbei und rollte, vom Winde gejagt, am Himmel hin, breite Risse von Azur bald bedeckend bald entblößend, wobei große Streifen von Licht und Schatten auf die Erde fielen. Die Stadt mit diesem Horizont war herrlich. Die Landschaft ist nie schöner als wenn sie ihr Tigerfell anlegt. — Ich glaubte mich allein auf dem Thurme und wäre den ganzen Tag dort geblieben. Plötzlich ließ sich ein kleines Geräusch neben mir vernehmen; ich wandte den Kopf, es war ein ganz junges Mädchen von etwa vierzehn Jahren, die halb aus einer Dachlücke vorgebeugt, mich lächelnd ansah. Ich wagte einige Schritte, ging um eine Ecke des Pfarrthurms, daran ich noch nicht vorbeigekommen, und ich befand mich in der Mitte der Thurbewohner. Hier lebt eine ganze kleine friedliche und glückliche Welt. Das junge Mädchen strickt, eine alte Frau, wahrscheinlich ihre Mutter, spinnet am Rade; Tauben girren, auf den Wetterfahnen sitzend; ein gastfreundlicher Affe streckt die Pfote aus seinem kleinen Käfig heraus; die Gewichte des großen Uhrwerks steigen hier mit dumpfem Geräusch auf und nieder, um Marionetten in der Kirche zu bewegen, in welcher Kaiser gekrönt wurden; man denke sich zu Allen dem noch die

tiefe Stille eines hohen Ortes, welche aus dem Geflüster des Windes, aus den Strahlen der Sonne und aus dem Reiz der Landschaft besteht, und, nicht wahr? das Ganze ist rein und reizend. — Aus der alten Glockenkammer hat sich das Mädchen ihr Stübchen gemacht; dort steht ihr Bettlein im Schatten, dort singt sie wie die Glocken sanft, aber mit viel sanfterer Stimme, für sich und den lieben Gott allein. Aus dem einen der unvollendeten Thürme hat die Mutter den Herd mit dem kleinen Feuer der Wittve gemacht, worauf ihr ärmlicher Topf siedet. So ist die Höhe des Pfarrthurms von Franckfurt. Wie und warum diese Ansiedelung darauf ist und was sie dort macht? ich weiß es nicht, aber ich bewundere es. Diese stolze Kaiserstadt, die so viele Kriege bestanden, die so viele Kugeln ausgehalten, die so viele Cäsaren auf den Thron gesetzt, deren Mauern wie eine Rüstung waren, deren Adler in seinen zwei Fängen Diademe hielt, welche der österreichische Adler auf seine zwei Köpfe setzte, — ist heut zu Tage beherrscht und gekrönt von dem bescheidenen Herde einer alten Frau, aus welchem ein wenig Rauch aufsteigt.
